

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 8 (1932)
Heft: 33

Artikel: Die blonde Frau auf der Insel
Autor: Mühlen, Hermynia zur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756471>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

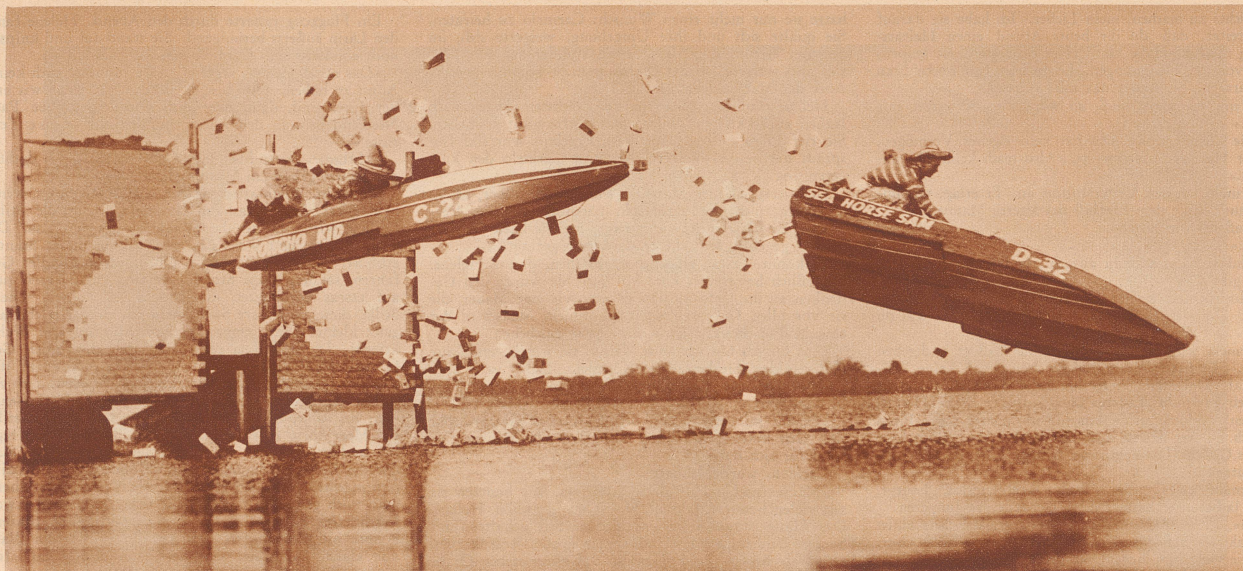
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Toll und immer toller!

Zwei Cowboys im Staate Florida ließen sich in zwei Motorbooten von einer erhöhten Plattform aus mit rasender Schnelligkeit durch eine Ziegelmauer schießen. Der Mauer geschah viel, den Booten etwas, den Insassen nichts

Die blonde Frau

AUF DER INSEL

ROMAN VON
HERMYNIA
ZUR MÜHLEN

ERSTES KAPITEL

Der Marchese fror. Er ging ungeduldig im Rauchzimmer auf und ab, trat immer wieder ans Fenster und starrte mißmutig in den strömenden Regen hinaus.

«Das nennt man hierzulande Sommer», sagte er fast kläglich. «Kälte, Regen, Schlamm. Ich begreife nicht, Piero, wie du es hier aushältst.»

Piero Fantone zuckte ungeduldig die Achseln. «Es handelt sich jetzt wirklich nicht ums Wetter, Carmelo.»

Carmelo Assunto sah den um zehn Jahre älteren Vetter erschrocken an.

«Schon wieder? Ich habe dir doch gesagt, Piero, daß ich nichts von deiner verrückten Idee wissen will.»

Der erste Sekretär der italienischen Botschaft in Berlin lachte. Es war kein angenehmes Lachen.

«Du Narr! Das Glück fällt dir in den Schoß und du greifst nicht zu!»

«Das Glück?»
«Ja, ein unglaubliches, unerhörtes Glück für...», er zögerte einen Augenblick und fügte dann hart hinzu, «für einen Hungerleider.»

«Piero!»

«Ja, für einen Hungerleider. Wir wollen doch offen sprechen. Was hast du? Eine winzige Insel im Tyrrhenischen Meer, einen alten Namen, deine Schönheit und — das, was ich dir aus verwandtschaftlichen Gefühlen in bar gebe.»

Der Marchese fuhr zusammen, als habe der andere ihm ins Gesicht geschlagen.

«Und jetzt, mit einemmal bietet sich dir die Gelegenheit, eine reiche Heirat zu machen, eine Frau zu bekommen, die ein Vermögen von fast einer Million Mark besitzt. Eine Million Mark, Carmelo, rechne das in Lire um, wenn du dazu instande bist. Und du willst nicht, du Narr!»

«Ich heirate nicht für Geld.»

«Wenn sie häßlich wäre, alt, unsympathisch, dann

würde ich dich noch verstehen. Obwohl... Aber sie ist hübsch, jung, klug... Ja, was willst du denn eigentlich? Worauf wartest du? Auf ein Wunder?»

«Sie ist älter als ich.»

«Um zwei Jahre. Das bedeutet nichts.»

«Sie ist mir nicht sympathisch.»

«Was hat das damit zu tun? Sie soll ja nicht deine Geliebte werden, sondern deine Frau.»

Piero zündete ungeduldig die ausgegangene Zigarre an. «Wenn du dir diese Gelegenheit entgehen läßt, Carmelo, bekommst du von mir keinen Centesimo mehr, verstehst du? Und dann kannst du zusehen, wie du auskommst. Dann kannst du auf deiner Insel wie ein Bauer leben, dann gibt es keine Anzüge aus London mehr, keine Saison in der Stadt. Verstehst du?»

Carmelo starrte den Vetter ungläubig an. Der fuhr fort:

«Ich habe es nachgerade satt, immer wieder deine Schulden zu bezahlen, immer wieder von dir angepömpelt zu werden. Das hat jetzt ein Ende, mein Lieber.»

«Sie wird mich nicht heiraten wollen.»

«Sie will es.»

«Woher weißt du?»

«Weil sie es mir gesagt hat.»

«Sie hat es dir gesagt?! Ein junges Mädchen sagt so etwas einem fremden Mann?!»

«Wir sind nicht in Sizilien, mein Lieber, und nicht im neunzehnten Jahrhundert. Die jungen Mädchen von heute wissen genau, was sie wollen und scheuen sich nicht, es geradeheraus zu sagen. Sie hat sich in dich verliebt, in deine», Piero lächelte spöttisch, «südliche Schönheit. Vielleicht auch in deinen Titel, so was zieht ja noch immer. Außerdem glaubt sie, daß auch du in sie verliebt bist.»

«Ich habe ihr nicht einmal den Hof gemacht!»

«Du hast sie angesehen. Ja, ich weiß, daß du den Kellner, bei dem du das Menu bestellst, und einen Hund, den du streichelst, genau so zärtlich ansiehst, aber das

wissen die Leute hier nicht. Außerdem habe ich es ihr gesagt.»

«Dazu hast du kein Recht gehabt.»

Das Blut schoß in Carmelos braune Wangen, und seine großen schwarzen Augen funkelten zornig.

«Doch, lieber Freund, das Recht das Gläubigers.»

Carmelo schwieg; was hätte er sagen sollen. Er wußte ja genau, wieviel er seinem reichen Vetter verdankte, wußte auch, daß er zu keiner Arbeit taugte, ganz von dem andern abhängig sei.

Piero schien mit der Wirkung seiner letzten Worte zufrieden.

Seine Stimme wurde milder.

«Also, nimm Vernunft an. Heirate das Mädchen. Nachher kannst du tun, was du willst. Die Marchesa wird dich, nach den ersten Monaten, kaum stören. Ich kenne diesen Typ, der nie ruhig sein kann. Sie wird reisen, Sport treiben, im Winter das Engadin, im Sommer die Ostsee. Du kannst ruhig auf deiner geliebten Insel sitzen oder in Palermo.»

Carmelo hatte nur ein Wort gehört.

«Meine Insel. Ich soll diese Frau auf meine Insel nehmen, auf meine liebe Insel. Ich soll sie in dem alten Haus sehen, wo meine Mutter gelebt hat, diese kalte blonde Frau, ich soll...»

«Laß die dumme Sentimentalität. Arme Leute haben kein Recht auf Gefühle. Danke Gott und allen Heiligen, daß das Mädchen dich nimmt, und sei kein Narr.»

«Warum heiratest du sie nicht, wenn sie dir so gut gefällt?»

«Weil sie mich nicht will, mein Lieber. Sie schwärmt von dir, von deiner Sarazenenschönheit, deinen Augen, deinem schlanken Körper. Wenn ich so aussähe wie du, ich hätte sie schon längst geheiratet. Es stört sie nicht einmal, daß du dumm bist. Daß du wie ein Bauer an Geister und alte Götter glaubst, nein, sie findet sogar, das verleihe dir einen besonderen Charme.»

«Piero, ich bitte dich...»

Copyright by Hermynia Zur Mühlen

«Nichts zu machen, mein Lieber. Ich habe sie darauf vorbereitet, daß du ihr heute Abend einen Heiratsantrag machst. Habe von deiner Schüchternheit gesprochen, von den Hemmungen, die du hast, eine reiche Frau zu heiraten. Sie findet das alles reizend.»

«Wenn ich schon muß, so wäre ihre Schwester mir lieber.»

«Die kleine Nina? Die hat kein eigenes Vermögen, ist nur Helenes Stiefschwester. Also mach keine Dummheiten.»

Carmelo sah den Vetter hilflos an. Er erlag, wie immer, auch heute dem Einfluß des älteren Mannes.

«Muß ich wirklich?»

«Ja.»

«Und wenn es schlecht ausgeht, und wenn es ein Unglück gibt...»

«Schwätz doch keinen Unsinn. Es wird sehr gut ausgehen. Du wirst Geld haben, wirst tun können, was du willst...»

Carmelo seufzte. Er wußte genau, daß er nachgeben werde. Er hatte immer nachgegeben, besaß keine Willenskraft. Und wenn Piero ihm nicht mehr helfen wollte, so blieb gar nichts anderes übrig, als eine reiche Heirat.

«Den Verlobungsring bezahle ich noch», sagte Piero zynisch. «Aber das ist auch das letzte. Mach doch kein solches Gesicht, Carmelo, was ist denn schon eine Heirat, heutzutage?»

Carmelo zuckte die Achseln, hoffnungslos, besiegt. Piero lächelte; er kannte diese Gebärde des Jüngeren.

«So», sagte er freundlich, «jetzt trinken wir einen Kognak, — auf das Wohl der Assuntos. Weiß Gott, daß die Geld brauchen. Und wer soll es ihnen verschaffen, wenn nicht das Haupt der Familie?»

Sie stießen an, aber aus Carmelos nervösen Fingern fiel das Glas auf den Boden und zerbrach. Der junge Marchese wurde totenblaß.

«Ein böses Omen!» flüsterte er.

Piero lachte.

*

Helene Rhoden war restlos zufrieden. Seitdem sie sich erinnern konnte, hatte sie immer alles bekommen, nach dem sie verlangte. Es war ja immer für alles Geld dagewesen. Und auch die Natur hatte es gut mit ihr gemeint: sie war hübsch, etwas unpersönlich, kalt, geschlechtslos, wie so viele junge Mädchen der Nachkriegsgeneration, schlank wie ein Knabe — nur sie allein wußte, was die «Linie» sie kostete — eine ausgezeichnete Fechterin und Tennisspielerin, und nicht dumm, sie las alle *bestsellers* und verstand es, mit einer gewissen Intelligenz über Dinge zu plaudern, von denen sie eigentlich nichts wußte. Sie kritisierte drauflos und erweckte dadurch den Eindruck, etwas von den Dingen zu verstehen. So war sie, ein glücklicher Mensch, fünfundzwanzig Jahre alt geworden und dann — kam etwas in ihr Leben, das ihre Ruhe störte. Der junge Marchese Assunto besuchte seinen Vetter Piero Fantone, den ersten Sekretär der italienischen Botschaft. Und Piero brachte den jungen Mann zu den Rhodens ins Haus. Helene erschrak fast, als sie Carmelo Assunto zum erstenmal sah. So etwas Schönes hatte sie noch nie gesehen. Sie hatte einige Liebesgeschichten hinter sich, die ihr keinen besonderen Eindruck gemacht hatten; man hat heutzutage als modernes junges Mädchen Geliebte und denkt sich weiter nicht viel dabei, und wenn man Helene Rhoden, die Tochter des großen Stahlmagnaten ist und von ihrer Mutter ein großes Vermögen geerbt hat, so braucht man sich um Hofmacher und Freier keine Sorgen zu machen. Sie überrannten einem das Haus. Carmelo war anders, liebenswürdig, unpersönlich, ein angenehmer Gast, aber ebenso nett zu Helenes Stiefmutter und der kleinen Schwester, wie zu Helene selbst. Das reizte sie. Sie war dermaßen daran gewöhnt, immer und überall die Hauptperson zu sein, daß sie es gar nicht begriff, wie Carmelo andere bevorzugen konnte. Sie versuchte, mit ihm zu flirten, aber der junge Sizilianer, an die altmodischen Sitten der Heimat gewöhnt, ging nicht darauf ein. Piero Fantone lachte, als Helene sich bei ihm darüber beklagte.

«Mein Vetter ist noch ein halbes Kind», sagte er entschuldigend. «Ein Idealist, ein reiner Tor. Sie haben ja keine Ahnung von der Sittenstrenge der Sizilianer. Dort macht man erst seiner Braut den Hof. Und der arme Carmelo, der wahnsinnig in Sie verliebt ist, wagt es nicht, Ihnen ein Wort zu sagen, weil — Sie werden darüber lachen — Sie reich sind und er arm. Ja, es gibt auch noch solche Typen, Fräulein Helene.»

«Sie können ihm sagen, daß er nicht so schüchtern zu sein braucht», erwiderte Helene.

«Gefällt er Ihnen?»

«Ja.»

«Darf ich es ihm sagen?»

«Ja.»

«Auch wenn er daraus die Konsequenzen zieht?»

Und Helene sagte zum drittenmal: «Ja.»

Als dann Carmelo, statt von ihrer gnädigen Erlaubnis Gebrauch zu machen, sich vierzehn Tage überhaupt nicht mehr blicken ließ, wurde sie ungeduldig; sie dachte so häufig an den jungen Mann, bis sie sich tatsächlich in ihn verliebte, und weil er anscheinend zu jenen ihr unbekannten Dingen gehörte, die man für Geld nicht kaufen kann, steigerte sich in ihren Augen sein Wert. Jetzt

hatte sie nur mehr einen Wunsch: Carmelo zu heiraten. Sie quälte sich und ihre Umgebung, weigerte sich, im Sommer Berlin zu verlassen, saß stundenlang am Fenster und wartete, ob der Marchese nicht kommen werde. Aber der Marchese kam nicht.

Helene wußte, daß er in den nächsten Tagen nach Italien zurückkehren wollte. Das durfte nicht geschehen. Sie rief Piero Fantone an. Das Ergebnis war das Gespräch der beiden Vettern, bei dem Carmelo den kürzeren zog.

Und jetzt saß der Marchese Helene gegenüber, schön, wortkarg, nicht im geringsten zärtlich, aber ihr Verlobter. Er hatte nicht viel gesagt; Helene hatte ihm ihr Jawort gegeben, fast ehe er sie darum fragte.

Er könnte etwas glücklicher aussehen, dachte Helene. Schließlich heiratet er eine Million. Sie wurde den Gedanken an ihr Geld nie los, es war wie eine Mauer, die sie vor allen Gefahren schützte. Einem Menschen, der eine Million besitzt, kann nie etwas geschehen.

Und hübsch bin ich auch, dachte sie weiter, und klug und gebildet. Sie betrachtete Carmelo. Dafür ist er aber auch der schönste Mann, den ich je gesehen habe. Eine Million wert.

«Erzähl mir etwas von deiner Insel, Carmelo», bat sie. «Ich finde es furchtbar nett, daß ein Mensch eine Insel für sich hat.»

Carmelo wurde lebhaft.

«Meine Insel, meine liebe Insel. Ja, wir besitzen sie seit vielen hundert Jahren. Sie ist wunderschön, Helene. Das Haus ist ganz im griechischen Stil gehalten, mit Säulen. Und links vom Haus ist ein großer Rosengarten, nichts als Rosen. Und rings um das Haus stehen Orangebäume und Oliven. Alles duftet und blüht. Und dann, am Meer, ist eine Terrasse, Marmor, weißt du, und an dem einen Ende steht eine kleine Kapelle, am andern aber...»

Er stockte plötzlich.

«Warum erzählst du nicht weiter?» fragte Helene.

«Was ist am anderen Ende der Terrasse?»

«Eine Herme», Carmelo hatte die Stimme gesenkt, als vertraue er ihr ein Geheimnis an. «Eine Herme des großen Pan.»

«Wohl noch aus der Griechenzeit?» meinte Helene.

«Ja. Sie war schon da, als meine Ahnen die Insel kauften. Die ganze Insel hat ihm gehört.» Scheue, fast ängstliche Ehrfurcht klang aus Carmelos Stimme.

«Ihm? Wen meinst du?»

«Dem großen Pan.»

Carmelo schauderte leicht.

«Was hast du?»

«Er ist ein unbarmherziger Gott.»

Helene lachte.

«Ist? Das sagst du, als ob du an ihn glaubst.»

«Ich glaube an ihn.»

Durch das offene Fenster drang Autotuten herein. Im Nebenzimmer hatte Nina das Radio angestellt; der Lautsprecher brüllte eine Arie aus «Carmen». Und da saß ein Mensch und erklärte im vollen Ernst, daß er an einen alten griechischen Gott glaube.

«Du redest doch nicht im Ernst?»

«Im vollen Ernst.»

«Carmelo!»

«Ja. Wir sprechen nie darüber, aber, da du... da du ja bald zur Familie gehören wirst, mußt du es wissen. Die Insel gehört dem großen Pan... Er ist Herrscher auf ihr... Und er duldet nicht, daß man sich ihm widersetzt.»

«Das ist ja Blech!»

Aber Helene fühlte dennoch einen leisen, ihr völlig fremden Schauer.

«Schweig!» rief Carmelo hastig. «Beleidige ihn nicht.

Er rächt sich furchtbar.»

Helene versuchte zu lachen, aber es gelang ihr nicht recht.

Carmelo fuhr fort:

«Wir haben schon einmal seine Rache gefühlt. Vor vielen Jahren. Meine Urgroßmutter war eine sehr fromme Frau; sie wollte nichts von den heidnischen Göttern wissen. Es machte ihr Sorgen, daß ihr kleiner Sohn am liebsten auf der Terrasse spielte und aus Kinderlaune die Herme mit Blumen schmückte. Sie gab meinem Urgroßvater keine Ruhe, bis er am andern Ende der Terrasse eine Marienkapelle errichten ließ. Am Tag, da die Kapelle fertig war, ging meine Urgroßmutter in den Mittagstunden hin, um der Muttergottes Blumen zu bringen...»

Er verstummte einen Augenblick, sein Gesicht wurde düster, aus seinen Zügen sprach Angst.

«Und?» fragte Helene ungeduldig.

«Als mein Urgroßvater aus seinem Mittagsschlaf erwachte, war seine Frau nicht im Hause. Er suchte sie auf der ganzen Insel und kam auch auf die Terrasse. Dort fand er sie. Sie lag tot vor der Herme des großen Pan; in den Händen hielt sie noch die Blumen, die für die Muttergottes bestimmt waren.»

«Herzschlag, oder so was Ähnliches», meinte Helene nüchtern.

«Nein. Sie war eine völlig gesunde junge Frau. Und ihr Gesicht war aufgedunsen und blau, als ob sie erstickt wäre. Aber man fand an ihrem Hals keine Würmle. ... Der große Pan hatte sich gerächt.»

Ein Flugzeug ratterte durch den Abend. Helene fand den Lärm äußerst beruhigend. Sie stand auf und knipste noch ein Licht an. Carmelo sah ihr lächelnd zu.

«Das nützt nichts», sagte er. «Du brauchst auch keine Angst zu haben. Hier bist du sicher. Nur wenn wir auf der Insel sind, dann hüte dich vor dem großen Pan. Niemand geht in den Mittagstunden auf seine Terrasse.»

«Mittags?» versuchte Helene zu spotten. «Ich dachte, die Geister gehen um Mitternacht um.»

«Er nicht. Wenn alles von der Hitze betäubt ist, wenn kein Blatt, kein Grashalm sich regt, wenn die Stille fühlbar wird: das ist die Stunde des großen Pan. Da zeigt er sich, und wehe dem, der ihn in dieser Stunde erblickt. Nicht die Nacht ist unheimlich und voller Gefahren, sondern diese Stunde, da alles ruht, rastet, sich auf etwas vorbereitet, niemand weiß, worauf. Diese Stille, diese furchtbare Stille, habe ich einmal erlebt, als ganz kleines Kind, einen Tag vor Ausbruch des Weltkrieges. Ich wußte ja nichts von den drohenden Gefahren. Ich lief meiner Bonne davon, rannte auf die Terrasse, es war um die Mittagszeit. Ich setzte mich zu Füßen des großen Pan und spielte. Und da, Helene, kam ein Augenblick, der so still war, so furchtbar still, das Meer hörte zu rauschen auf, die Blätter hingen reglos, und in der Luft war ein Grauen, ein Grauen, das mir die Kehle zuschnürte und mich am ganzen Leib zittern machte. Es ist siebzehn Jahre her, aber ich erinnere mich noch genau an das Gefühl: jetzt, jetzt wird etwas Furchtbares geschehen. Ich konnte mich nicht rühren, konnte nicht fortlaufen. Bis endlich, endlich ein Blatt von einem Baum fiel und der Bann gelöst war. Ich rannte schreiend ins Haus zurück.»

Helene stand hastig auf.

«Laß doch die Gespenstergeschichten. Ich fürchte mich nicht vor deinem großen Pan.»

Sie ging ins Nebenzimmer, trat zum Grammophon und legte eine Tanzplatte auf. Dann rief sie: «Nina, komm, bring auch Alfred mit. Wir wollen tanzen.»

ZWEITES KAPITEL

«Wohin gehst du, Carmelo?» Die junge Marchesa Assunto blickte nervös vom Frühstückstisch auf.

Ein blauer Himmel leuchtete durch das Fenster. Der Lärm von Paris tönte gedämpft zu ihnen herauf. Der hübsche Salon des Hotel Ritz war voll von Blumen, der Tee glänzte golden in den dünnen Porzellantassen, der Toast war heiß, die Eier waren genau vier Minuten gekocht, Helene trug ein entzückendes Pyjama, die letzte Kreation eines großen Schneiders — und trotzdem lag auf ihrem Gesicht ein Ausdruck von Unzufriedenheit.

Carmelo, Hut und Stock in der Hand, blieb an der Tür stehen. Wie oft hatte er in den letzten drei Wochen diese Frage gehört! Diese Frage mit dem Zusatz: «Geh doch nicht fort, warte auf mich. Ich komme mit.»

Ein Hund, der nur an der Leine ausgehen darf, dachte er verbittert. Ja, das bin ich, der Hund einer reichen und verwöhnten Frau. Er zuckte mit der ihm eigenen hilflosen Gebärde die Achsel.

«Ich gehe nur auf eine Stunde aus, Helene. Bis du angezogen bist. Dann hole ich dich ab, und wir können irgendwohin fahren.»

«Ja, aber wohin gehst du?»

Carmelo hätte am liebsten geschrien: «Wohin ich gehe? Irgendwohin. Einerlei, wohin. Nur fort von dir. Fort von deinen ewigen Fragen. Irgendwohin, wo ich mir selbst gehören kann. Wo ich bin, nicht der Mann einer Frau, die sich einbildet, daß sie mich mit ihrem Geld gekauft hat und jetzt völlig über mich verfügt.» Aber der Marchese hatte eine gute Erziehung genossen und wußte, daß man Frauen gegenüber höflich sein muß — sogar der eigenen Frau gegenüber.

«Eine wenig spazieren, carina», sagte er. «Das Wetter ist so schön.»

Helene warf ihm einen mißtrauischen Blick zu.

«Wirklich nur spazieren?»

«Was glaubst du denn?» Er versuchte scherzend zu sprechen.

Helene runzelte die Stirn.

«Piero hat mich gewarnt», sagte sie. «Du darfst keine Dummheiten machen. Hier in Paris leben viele Emigranten. Du sollst nicht mit ihnen verkehren. Du weißt, daß du ohnehin nicht gut angeschrieben bist...»

«Verzeih, Helene, aber das ist doch wirklich meine Privatangelegenheit.»

«Jetzt nicht mehr. Piero hat mir gesagt...»

«Ich bitte dich, rede nicht immer von Piero. Ich bin nicht Piero. Wenn es ihm behagt, sich mit dem jetzigen Regime gutzustehen, wenn er seine Ueberzeugung für einen Posten verkauft hat... Das ist seine Sache. Ich tue das nicht.»

«Es wäre klüger, du tätest es. Glaubst du etwa, daß wir, bei deinen Ansichten und deinem Verhalten, in Rom gut aufgenommen werden?»

«In Rom?»

«Ja, in Rom. Wir werden doch die Saison in Rom verbringen. Oder hast du dir eingebildet, daß ich monatelang auf deiner Insel hocken werde?»

Carmelo starrte seine Frau verwirrt an. Seitdem sie Berlin verlassen, hatte er nur den einen Wunsch gehabt: zurück auf seine Insel, wo alles so still und so schön war.



Film

Pepsodent poliert die Zähne durch die Entfernung des Films

*Diese zweifach wirkende Zahnpasta verändert das
Aussehen Ihrer Zähne stark zu Gunsten derselben.*

Pepsodent wirkt auf zweifache Weise:
es entfernt den Film und poliert den
Zahnschmelz. Aus diesem Grunde sind
mit Pepsodent gepflegte Zähne so auf-
fallend schön.

Film ist ein schlüpfriger Belag auf Ihren
Zähnen, der Bakterien beherbergt und

sie in enger Verbindung mit dem Zahn-
schmelz hält.

Film absorbiert von Speisen und Tabak
herrührende Flecken und macht die
Zähne unansehnlich. Die Entfernung des
Films ist wichtig. Das Aussehen Ihrer
Zähne hängt ausschließlich von der Zahn-

pasta ab, die Sie verwenden. Pepsodent
entfernt den Film und verleiht Ihren
Zähnen blendenden Glanz.

Besorgen Sie sich noch heute eine Tube
Pepsodent! - Es wirkt harmlos und
schonend.

*Verlangen Sie zur Probe eine 10-Tage-Gratis-
Mustertube von O. Brassart Pharmaceutica
A.-G., Zürich, Stampfenbachstraße 75*



*Verwenden Sie Pepsodent zweimal
täglich! Suchen Sie Ihren Zahnarzt
wenigstens zweimal im Jahre auf!*

*Die spezielle film-
entfernende Zahnpasta.*

Insgesamt hatte er auch gehofft, Helene werde dem Zauberei der Insel erliegen, dort das werden, was er von seiner Frau verlangte, sanft, liebevoll, nachgiebig, wie es alle Frauen der Assuntos gewesen waren. Und jetzt sprach Helene von Rom; er wußte, was Rom für ihn bedeuten würde: eine Zwangsjacke, einen Kerker, in dem er alle seine Worte wählen, wo er nie seine Meinung würde sagen dürfen. Er wollte eine ärgerliche Antwort geben, schluckte aber dann die Worte hinunter. Ich habe noch Zeit, dachte er. Wozu schon heute streiten? Sie wird sich anpassen. Sie liebt mich ja. Er seufzte. Diese Liebe hatte nichts Beglückendes, war tyrannisch, eifersüchtig, egoistisch. Und diese moderne Frau verstand es, Szenen zu machen wie ein Star. Das wäre ja noch nicht das Ärgste gewesen. Szenen, Weinen, Veröhnung gehörten nun einmal zu Satzen, aber nachher... Nachher kamen dann immer ein Satz, ein Wort, die Carmelo das Blut in die Wangen trieben, ihn daran erinnern, daß die Frau das Geld habe, nicht er. «Mein Auto», hieß es, «meine Hotelzimmer», «mein Schließfach», Carmelo empfand eine leise, knabenhafte Angst, sie würde einmal auch «meine» Insel sagen. Er hatte das Gefühl, daß er dies nicht ertragen würde.

«Warum schweigst du?» fragte Helene ungeduldig. «Siehst du nicht ein, daß ich recht habe?»

Sie blickte ihn an und wieder, wie so oft, wurde sie von seiner Schönheit überwältigt. Ihr Gesicht wurde weicher.

«Komm her, Carmelo. Du hast mir noch gar nicht ordentlich Gutenmorgen gesagt.»

Er legte Hut und Stock fort und trat zu ihr. Sie schlang die Arme um ihn, ihr Mund suchte den seinen.

«Laß mich nicht allein», bat sie. «Immer willst du fortlaufen. Und ich bin doch nur glücklich, wenn du bei mir bist.»

Er küßte sie, küßte sie doppelt zärtlich, weil er sich heimlich Vorwürfe machte. Warum liebte er diese Frau nicht? Sie war hübsch, sie verwöhnte ihn, sie liebte ihn. Warum hatte er immer das Gefühl, er halte einen völlig fremden Menschen in den Armen? Er dachte an die Tage und Nächte, die seit ihrer Hochzeit vergangen waren. Es hatte keinen Augenblick gegeben, da ihm diese Frau nicht fremd erschienen wäre. Fremd und bisweilen sogar feindlich.

«Carina», flüsterte er. «Carina.»

«Du gehst nicht fort, nicht wahr? Ich bin gleich angezogen, und wir haben eine Menge vor?»

Wieder zog sie an der Leine. Wieder fiel die Tür des Kerkers ins Schloß. Gab er nicht nach, so würde es zu einer Szene kommen, und er haßte Szenen. Er wollte ein ruhiges, heiteres Leben haben, unbeschwert von allem, das Leben — er dachte an Piero, der ihm das häufig vorgeworfen hatte — ja, das Leben eines sizilianischen Bauern, der keine Sorgen hat und sich über die Sonne und das Meer freut.

«Gut, carina», entgegnete er leise. «Ich warte auf dich. Aber was haben wir denn vor?»

«Viel. Zuerst der Schneider, übrigens, du könntest dir auch ein paar Anzüge bauen lassen. Und dann will ich einen guten Kammerdiener engagieren. Piero hat mir gesagt, daß die sizilianischen Dienstboten schmutzig und faul sind. Ich solle einen Norditaliener nehmen.»

«Liebste, der wird sich mit meinen Leuten nicht vertragen.»

«Dann wirst du eben deinen Leuten sagen, daß sie sich vertragen müssen.»

Carmelo lächelte.

«Das ist nicht so einfach. Für die bin ich immer noch der signorino, der junge Herr, den sie bevatern und bemuttern. Außerdem sind die Norditaliener bei uns nicht beliebt... auch aus politischen Gründen.»

Helene lachte.

«Wen interessiert die politische Ansicht der Dienstboten?»

«Und meine?»

«Du bist ein Kind, Carmelo. Wir brauchen einen tüchtigen Menschen, der alles in Ordnung hält. Außerdem engagiere ich ihn, zahle ich seinen Lohn!»

Der Marchese biß sich auf die Lippen: da war es wieder, dieses verfluchte Betonen des Geldes, das ihn völlig hilflos machte. Die Frau hatte das Recht, ihr Leben einzurichten, wie sie wollte. Er war nur ein Statist in ihrer Landschaft, war dasselbe wie der Diener, dessen Lohn sie zahlen würde. Er mußte schweigen.

Er schwieg, solange sie in Paris waren. Er fügte sich in alles. Die Energie der Frau erschreckte ihn. Sie erschien ihm immer unverständlicher. Er war ein leichtsinniger Mensch; hatte er Geld, so gab er es aus, hatte er keines, so lebte er einfach. Aber Helene gab bewußt, berechnend Geld aus. Sie wollte den Gegenwert haben, sie rechnete, feilschte, ließ sich nie fortreißen. Und sie konnte nicht verstehen, daß Carmelo einigen alten Freunden, die als Emigranten in Paris lebten, helfen wollte.

«Faulenzen», sagte sie, «Schmarotzer. Warum bleiben die Leute nicht in Italien und arbeiten? Doch nur weil sie sich in der Pose des politischen Märtyrers gefallen, und immer wieder Narren finden, die ihnen helfen. Auch du bist so ein Narr, Carmelo. Es ist ein Glück, daß du mich gefunden hast, sonst würdest du noch einmal eine ganz große Dummheit begehen.»

Zum erstenmal verlor Carmelo die Selbstbeherrschung.

«Rede doch nicht immer über Dinge, von denen du nichts verstehst! Du hast kein Recht, anständige, ehrenhafte Menschen zu beschimpfen...»

«Meinetwegen, aber ich habe nichts für Märtyrer übrig. Und was das Recht anbelangt...»

Sie lächelte unaussprechlich, und Carmelo wußte: jetzt denkt sie wieder an ihr Geld und daß auch ich ein Schmarotzer bin. Herrgott, warum habe ich mich von Piero überreden lassen?

Der Sommer ging seinem Ende zu. Der Himmel hatte schon die durchsichtige Bläue des Herbstes; wenn der Wind wehte, lösten sich bereits leise einige dürre Blätter von den Bäumen. Carmelo sehnte sich heim; dort, auf seiner Insel, war es noch Sommer, dort über seiner Insel leuchtete der Himmel noch tiefblau und glühte die Sonne, dort würde alles, alles besser sein. Dort war er daheim, war er der Herr, und ein anderer, vor dessen Macht auch die Frau sich beugen mußte. In langen Nachtstunden, wenn Carmelo schlaflos neben der Frau lag, dachte er an die Herme auf der Terrasse, hilfesuchend, vertrauensvoll. Der große Pan war kein Feind mehr, war ein Retter, der ihm beistehen würde, der gütige Gott der Freude und des Uebermutes, von Sonne und Hitze gezeugt, stark wie die Natur, der er entstammte, unberührt von den Dingen der heutigen Welt, ein Verächter des Geldes, ein Freund der Herden und Hirten. Carmelo hörte nicht das Tuten und Rattern der Autos, nicht die Stimmen der Menschen, die spät nachts heimkehrten oder in den frühen Morgenstunden an die Arbeit gingen; in seinen Ohren brauste das Meer, das gegen die Terrasse anbrandete, rauschte das Laub der Olivenbäume und tönte, aus weiter Ferne, eine leise Hirtenflöte. In den blauen Morgen gehüllt, von den ersten Sonnenstrahlen vergoldet, ragte die Herme auf, und das graue Steingesicht, verwittert und alt wie die Welt, lächelte zwischen den spitzen Faunshörnern, lächelte wie die Freude, das kindliche hemmungslose Glück der ewigen Götter.

*

Für die alte Contessa Fantone war Carmelo noch immer der Bambino, den sie nach dem Tode seiner Eltern großgezogen hatte, der Bambino, und das, was sie mit der Welt verband. Der großen Welt dort draußen, die sie nie gesehen hatte, die sie, die Siebzehnjährige, nie mehr sehen würde. Seit siebzehn Jahren lebte sie in dem alten, baufälligen Palazzo am Domplatz, umgeben von den gleichen Möbeln und Bildern, zwischen denen zehn Generationen der Fantone gelebt hatten, in der gleichen geistigen Atmosphäre. Seit vierzig Jahren führte sie hier das gleiche Leben, ging um sieben Uhr in den Dom zur Messe, immer in den gleichen alten schwarzen Kleidern, einen vorsintfluthlichen Hut auf dem Kopf, plauderte nach dem Gottesdienst auf dem Domplatz mit andern alten Weibchen, die ihr wie Schwestern glichen, kehrte nach Hause zurück und besprach die mehr als bescheidenen Mahlzeiten mit der alten Giovanna, die zusammen mit einer Scheuerfrau das Haus in Ordnung hielt.

Nach dem Mittagsschlaf besuchte sie «ihre» Armen; sie konnte ihnen freilich nicht viel bringen, die arme Alte, die selbst kaum genug zum Leben hatte, aber irgend etwas fand sich doch immer in der Speisekammer oder in der verbeulten alten schwarzen Geldbörse, und die «Armen», die die alte Dame seit Jahren kannten, freuten sich über ihren Besuch und erzählten ihr alle Klatschgeschichten der Nachbarschaft. Dann schüttelte die Contessa mißbilligend den weißen Kopf, denn man soll über seine Mitmenschen nichts Böses sagen, aber sie merkte sich dennoch die Geschichten genau, um sie am Abend der alten Giovanna zu erzählen. Um sechs Uhr ging sie abermals in den Dom, zum Rosenkranz, um sieben Uhr speiste sie zu Abend, Makkaroni oder Polenta; auf dem Tisch brannten feierlich Kerzen in den alten Silberkandelabern, die schon den Urhainen der Contessa geleuchtet hatten. Um neun Uhr zog sie sich in das ungeheure Schlafzimmer mit dem Marmorfußboden zurück, das im Winter so eiskalt war, kniete vor das Muttergottesbild in der Ecke hin und erforschte streng und unerbittlich ihr Gewissen, wie das die Kirche vorschreibt. Und wenn sie nachts nicht schlafen konnte, dachte sie an Gott und an ihren Bambino, machte sich Sorgen um sein leibliches und geistiges Wohl, betete, daß die Heiligen ihm eine gute und wenn möglich reiche Frau senden mögen, und freute sich auf seinen nächsten Besuch.

Und nun hatten die Heiligen sie erhört, und der Bambino saß in ihrem Salon, neben sich die junge reiche blonde Frau, die er aus Deutschland mitgebracht hatte. Die alte Contessa war ein wenig verwirrt. Ihrer Ansicht nach mußte eine junge Frau verlegen und ehrerbietig sein, aber diese blonde Elena war nichts weniger als verlegen, sie schwätzte drauflos, blickte sich ungeniert um, widersprach sogar ihrem Mann. Die Contessa redete das etwas phantastische Französisch der Italiener, die nie aus Italien herausgekommen sind, und es fiel ihr schwer, sich mit der neuen Großnichte zu unterhalten. Sie hatten so gar nichts Gemeinsames. Elena interessierte sich weder für die Verwandtschaft ihres Mannes, noch für

Palermo, noch für die Predigten des Dominikanerpaters, der eben im Dom eine Mission abhielt. Und worüber sonst hätte die alte Dame reden können? Von Autos, Skitouren, Jazz und Flugzeugen wußte die Contessa nichts, das Radio hielt sie insgeheim für eine Erfindung des Bösen, und so sehr Carmelo sich auch bemühte, die beiden Frauen tauten nicht auf. Helene wurde immer ungezwungener, arroganter, und auf dem feinen alten Gesicht der Contessa erschien der kalte verschlossene Ausdruck, den man bei ihr nur ganz selten sah, und der sie am Abend zwingen würde, bei der Gewissensforschung reuig zu murmeln: «Ich bin einem Mitmenschen gegenüber hochmütig gewesen.»

«Wann fahrt ihr auf die Insel?» fragte sie schließlich, als ihr gar kein Gesprächsthema mehr einfiel.

«Morgen», erwiderte Carmelo, und aus seiner Stimme klang Freude.

«Benedetto wird froh sein», sagte die alte Dame lächelnd. «Nun ist er schon vier Monate ganz allein auf der Insel.»

«Benedetto?» fragte Helene. «Wer ist das?»

Carmelo wurde sichtlich verlegen, aber die alte Dame bemerkte es nicht und fragte erstaunt:

«Hat Ihnen Carmelo nicht von Benedetto erzählt, liebes Kind? Ein alter Vetter, der schon zu Lebzeiten von Carmelos Eltern auf der Insel gewohnt hat. Er ist ein großer Gelehrter, immer sitzt er über seinen Büchern und studiert. Freilich, was sollte er auch anders tun, der Arme? Er ist bucklig und hinkt auf einem Fuß.»

«Er ist klug und geistreich», sagte Carmelo hastig. «Wird dir bestimmt gefallen, Helene.»

Sie lächelte.

«Wohnen noch andere... andere Verwandte auf unserer Insel?» fragte sie.

Und Carmelo hörte die unausgesprochenen Worte: «Noch andere Hungerleider, die jetzt von meinem Geld leben werden?»

Die alte Dame merkte nichts. Sie entgegnete harmlos:

«Nein, nur Benedetto. Carmelo wollte auch mich überreden, zu ihm zu ziehen, aber ich kann mich nicht von meinem alten Heim trennen. Und dann gibt es doch auf der Insel keine Kirche.»

Helenes Blick schweifete gelangweilt im Zimmer umher. Wie ärmlich war das alles, wie verfallen, wie schäbig. Aber dort, an der Wand, gegenüber dem Fenster, hing das Porträt einer Frau, ein altes Bild, meisterhaft gemalt. Helene stand auf und trat zu dem Bild.

«Das ist schön», sagte sie.

Die alte Dame lächelte.

«Sie haben einen guten Blick. Das ist ein Bronzino. Die Frau ist eine Ahnin von uns.»

«Ein echter Bronzino! Der muß doch ein kleines Vermögen wert sein.»

Und wieder blickte Helene auf die schäbigen Möbel und die fast ärmlich gekleidete Frau.

«Mag sein», meinte die Contessa gleichgültig. «Jedenfalls ist es ein schönes Bild einer schönen Frau.» Und sie fügte mit kindlicher, rührender Eitelkeit hinzu:

«In meiner Jugend habe ich ihr sehr ähnlich gesehen.»

«Wenn Sie das Bild verkaufen, Sie könnten einen schönen Preis erzielen.»

Das blasse Gesicht der alten Dame färbte sich dunkelrot. «Verkaufen?» rief sie, und ihre Stimme wurde schrill und brüchig. «Verkaufen! Das Bild einer Ur-ahnin, damit es bei irgendeinem Krämer hängt, einem kulturlosen Menschen, der nichts davon versteht, den keine Erinnerungen damit verknüpfen? Das ist doch nicht Ihr Ernst, Elena?»

Helene zuckte die Achseln.

Die alte Dame fuhr fort:

«Verschenken, ja das würde ich, einem Museum, das heißt, früher hätte ich es getan, dem alten Italien hätte ich es geschenkt. Aber diesem gebe ich nichts. Wenn ich sterbe, wird Carmelo es bekommen. Hoffentlich wird er bis dahin nicht Ihrer Ansicht sein, liebes Kind, und es verkaufen wollen.»

«Er wird es nicht nötig haben», sagte Helena eiskalt.

Die alte Dame wurde sehr blaß.

«Sie kommen aus einem armen Land, mein Kind, aus einer ganz andern Umgebung. Bei Ihnen weiß man anscheinend nicht, daß man eine alte Frau nicht beleidigen darf, selbst wenn sie arm ist. Und weiß auch nicht, daß Geld allein nichts bedeutet.»

Helene lachte.

«In der heutigen Welt bedeutet es sehr viel, wenn nicht alles. Das hat Carmelo ja auch eingesehen, sonst hätte er wohl kaum die Tochter eines Krämers geheiratet.»

«Helene!»

«Laß es gut sein, Carmelo. Elena und ich, wir sprechen verschiedene Sprachen. Aber wir werden uns ja trotzdem verstehen, weil wir beide dich lieben. Nicht wahr, Elena?»

Und die alte Dame streckte der jungen Frau die elfenbeinfarbene zitternde Hand hin.

Zum erstenmal in ihrem Leben wurde Helene verlegen. Sie griff nach der alten Hand und küßte sie.

(Fortsetzung folgt)